

187. n. 1915

Theodor Leschetizky t.

Wenn man im Kreise von Wiener Musikfreunden den Namen Leschetizky nannte, dann blitzte ein schalkhaftes Lächeln in allen Augen auf. Der „alte Lesch“ war ja längst nicht mehr bloß der große Künstler und Lehrer, ein stolzer Besitz der Stadt Wien, zu dem die Kunstbesessenen aus allen Weltteilen wanderten, sondern auch eine legendäre, vom Zauber der Unverwundlichkeit und Unwiderstehlichkeit umflossene Figur des Wiener Gesellschaftslebens. Wer dem stämmigen Mann mit dem rosigen, von weißem Haar und Bart umwallten Genießerantlitz spät nach Mitternacht in irgend einem Kaffeehause begegnete oder ihn elastisch sich auf die Tramway schwingen sah, hätte ihm unmöglich die acht Jahrzehnte geglaubt, die er nun schon seit zwei vollen Jahren auf den kräftigen Schultern trug; wer das Vergnügen hatte, seine Meisterhand über die Tasten fliegen oder ihn Ostförschen und Anekdoten aus seiner langen Künstlerlaufbahn erzählen zu hören (am liebsten in den Morgenstunden zwischen zwei und vier), der zweifelte auch nicht an der Richtigkeit oder wenigstens Möglichkeit der kleinen Abenteuer, die mit lächelndem Munde ihm nachgerühmt wurden. Er hatte alle Privilegien eines großen Künstlers und Lieblings der Natur und — nahm sie auch.

Sein Haus im Währinger Cottage, durch einen ragenden Turm mit goldenen Ohren an der Fassade schon von weitem kenntlich, war allwöchentlich einmal das Ziel eines starken Menschenstromes. Da hatte Meister Leschetizky „Klasse“, und manchmal lauschten wohl zweihundert Personen dem Spiel der Schüler und Schülerinnen und den inappellablen Urteilen des Klavierpapstes, die vernichten und erheben konnten. Die „Klasse“ war ein mehr als dreistündiges Konzert, dessen Programm Leschetizky selbst feststellte nach den Zetteln, auf denen ihm die Schüler mitteilten, welche Stücke sie ihm vorzutragen wünschten. Die wenigsten waren seine direkten Schüler, die meisten noch in den Händen seiner Vorbereiterinnen Frau Bree, Frau Melville-Lizgneska u. a. In diesen öffentlichen Stunden erhielten sie ihre Zensuren. Wie immer sie ausfielen, es war schon ein Glück und eine Ehre, dem Meister überhaupt vorzuspielen zu dürfen, und um diese Ehre kämpften denn auch die angehenden oder schon fertigen Künstler und Künstlerinnen aus aller Herren Ländern. Von jenseits des großen Wassers kamen die meisten, denn in Amerika gilt kein Klaviervirtuose für voll, der nicht die Marke Leschetizky trägt, aber auch Australien und namentlich die musikalisch so fruchtbaren slawischen Länder stellten ihr Kontingent. War doch Leschetizky selbst von Geburt ein Pole und nach vollendeter Ausbildung, die er in Wien unter Czerny erhalten, 27 Jahre lang in Petersburg Professor am Konservatorium, bevor er endgültig nach Wien überfiedelte; sein berühmtester Schüler, Baderewski, ist heute noch begeisterter Rationalpole. Doch kannte Leschetizkys Kunst natürlich keine nationalen Vorurteile. Er war ebenso Interpret Mozarts und Beethovens wie Chopins und Liszts. In der Welt gilt

er in erster Linie als der Besitzer und Lehrer einer ganz eigenen Technik, die dem Anschlag stählerne Kraft und Klarheit gibt. Drum suchten ihn vor allem die Virtuosen auf — auch Mark Hamburg und Artur Schnabel sind seine Schüler —; aber er selbst wollte nichts davon wissen, daß er ein „Lehrer der Technik“ sei. Die Technik war ihm nur Mittel zum Zweck, den musikalischen Gehalt eines Werks vollkommen den Intentionen des Schöpfers gemäß zum Ausdruck zu bringen. Darüber wird freilich immer gestritten werden, ob beides, die vollkommene Technik und die vollkommene musikalische Auffassung, sich in einer Person vereinigen lassen, und die Gegner Leschetizkys — wer hat sie nicht! — sprachen seiner Schüler gern die musikalische Vertiefung ab. Zu diesen Gegnern, er nennt sie seine Todfeinde, gehörten auch Joachim, Etóháusen und Klara Schumann, und stolz erzählte Leschetizky, wie er diese „Todfeinde“ einmal abgefertigt habe. Joachim fragte ihn vor einem Konzert in Frankfurt: „Sagen Sie, lieber Freund, wie können Sie aus dem Konzert von Saint-Saëns etwas herausholen? Weshalb setzen Sie ein solches Stück auf das Programm?“ Schlagfertig erwiderte er: „Darin zeigt sich ja eben der Künstler, daß er aus jedem Stück etwas herausholt.“ Das war natürlich malitios, wie auch die Frage Saint-Saëns nicht ohne Malice war; aber man braucht solche Differenzen nicht zu überschätzen. Die Kunst kann weder die einen, noch die andern entbehren und schließlich steckt im Virtuosen mehr vom Künstler als diese, und im Künstler mehr vom Virtuosen, als jene gern zugeben. Leschetizky war wirklich ein Künstler und nicht ein bloßer Virtuose; auch seiner ganzen Lebensführung und Auffassung nach, freilich keiner der tiefgründig spröden deutschen Art wie Joachim, sondern der glänzend-temperamentvollen slawisch-romanischen Art. Sein Verstand ist für Wien nicht nur der einer internationalen Berühmtheit und selbst eines nicht zu unterschätzenden Wirtschaftsfaktors, sondern einer leuchtenden, liebenswerten und vielgeliebten Persönlichkeit. Er war viermal verheiratet, zuerst mit seiner berühmten Schülerin, Frau Gippiotti, die jetzt noch in Petersburg an der Musikakademie wirkt, zuletzt mit Frau Kosborska, mit der er sich als Achtundsiebzigjähriger vermählte.